

## Im Verdacht.

Roman von E. Braddon.

Deutsch von T. A. Hanff.

„Sie müssen Ihre Kunst außerordentlich lieben, um so besorgt zu sein um die Frau eines anderen,“ sagte Jack Chicot, indem er Gerard erstaunt ansah.

„Ich liebe meine Kunst und nichts anderes.“  
„Nun, thun Sie alles, um sie den Klauen des Todes zu entreißen, wenn noch eine Aussicht vorhanden ist. Armer Schmetterling! Gestern noch der Stern in einem überfüllten Theater, und heute liegt sie leblos. Es ist hart.“

Er ging leise im Zimmer auf und ab, in tiefen Gedanken.  
„Ich habe sie angeleht, diese Schlüsselszene zu unterlassen,“ sagte er. „Ich hatte ein Vorgefühl, daß es schlecht endigen werde.“

„Sie sollten es ihr verboten haben,“ sagte der Arzt.  
„Verboten? Sie kennen meine Frau nicht!“

„Wenn ich eine Frau hätte, so würde sie mir gehorchen.“  
„Ach, das ist die gewöhnliche Illusion eines Unverheirateten! Warten Sie, bis Sie eine Frau haben, dann werden Sie anders sprechen.“

Gerard griff nach seinem Hut. „Die Wärterin weiß alles, was sie zu thun hat. Um sechs Uhr morgen früh werde ich wieder hier sein.“

„Um sechs Uhr? Sie stehen früh auf!“  
„Gute Nacht, Mister Chicot! Ich wünsche Ihnen Glück dazu, daß Sie eine große Sorge ruhig zu tragen vermögen! Das ist ein Beweis von starken Nerven.“

Jack glaubte einen verborgenen Spott in diesem Abschiedsgruß zu vernehmen, aber dies machte wenig Eindruck auf ihn.  
„Glauben Sie, daß Madame Chicot wieder aufkommen wird?“ fragte er die Wärterin.

Diese blickte mit einem Seufzer auf ihre weiße Schürze herab und schüttelte den Kopf.

„Wir sehen die Sachen immer von der besseren Seite an, Herr,“ erwiderte sie.

„Aber giebt es hier eine bessere Seite?“  
„Das steht in der Macht der Vorsehung, Herr! Es ist ein schlimmer Fall.“

Er setzte sich auf einen Stuhl neben dem Bett und blieb hier die ganze Nacht, in tiefe Gedanken versunken, fast ohne sich zu rühren. Endlich brach der Tag an, und bald darauf erschien Gerard, welcher keine Veränderung, weder zum Guten, noch zum Schlimmen fand.

„Pelham wird um elf Uhr hier sein,“ sagte er, „ich werde um elf Uhr wiederkommen, um ihn zu treffen.“

Der große Arzt kam, untersuchte die Kranke und sagte, es gehe alles gut. „Wir werden ihr Bein wieder gesund machen“ sagte er, „daran zweifle ich nicht. Ich wünschte nur, wir könnten in Bezug auf das Gehirn ebenso ruhig sein.“

„Glauben Sie, daß das Gehirn ernstlich verletzt ist?“ fragte Chicot.

„Das ist schwer zu sagen. Der Schädel ist nicht gebrochen, aber ich fürchte, es ist noch ein anderes Unheil dabei. Vieles wird von der Pflege abhängen.“

„Aber aufrichtig gesagt, glauben Sie, daß meine Frau genesen wird?“ fragte Chicot.

„Mein werther Herr, ich hoffe das Beste, aber es ist ein böser Fall.“

„Das bedeutet, er sei hoffnungslos!“ dachte Chicot, als er den Arzt zur Thüre begleitete. „Sind Sie einverstanden mit der Behandlung des jungen Arztes, Mister Gerard's?“ fragte er ihn.

„Gewiß! Er ist ein sehr geschickter junger Mann, der seinen Weg in seinem Beruf rasch machen wird.“

Sir John Pelham kam alle Woche einmal und ordnete zuweilen eine kleine Veränderung an in der Behandlung der Kranken. Es war ein anhaltendes, schweres Krankenlager, eine harte Aufgabe für die Wärterin, wie für den Arzt. Chicot

übernahm es, bei Nacht zu wachen, während Frau Mason, die Wärterin, einige Stunden schlief.

Mister Smolendo hatte gerathen, zwei Wärterinnen anzunehmen. Er wollte alles bezahlen, was den Zustand der Kranken mildern konnte, obgleich der Unglücksfall seine Saison fast ruiniert hatte. Es war nicht leicht gewesen, eine Neuheit zum Erfolg zu finden.

„Nein,“ sagte Jack, „ich möchte nicht mehr von Ihrem Gelde nehmen, als nöthig ist, und ich kann auch etwas für meine Frau thun, obgleich ich sonst fast nutzlos bin.“

Jack fuhr fort, für komische Journale zu zeichnen und nachts bei seiner Frau zu wachen. Sie hatte noch nicht das Bewußtsein wieder erlangt, noch immer war sie ebenso hilflos wie in dem Augenblick, als sie vom Theater nachhause gebracht worden war. Selbst Gerard begann die Hoffnung zu verlieren, aber er ermüdete nicht in seinen Bemühungen für die Wiederherstellung der Kranken. Bei Tage machte Jack lange, einsame Spaziergänge außerhalb der Stadt, das Land hatte einen unaussprechlichen Reiz für ihn gewonnen und erst, wenn er den Staub Londons von den Füßen geschüttelt hatte, wurde ihm leichter.

„Sie sind immer ausgegangen, wenn ich bei Tage komme, Mister Chicot,“ sagte Gerard eines Abends, als er später als gewöhnlich gekommen war, und Jack bestaubt und ermüdet zuhause fand. „Ist das nicht etwas grausam gegen Madame Chicot?“

„Was kann es ihr ausmachen? Sie weiß es nicht, wenn ich hier bin, sie ist ganz bewußtlos.“

„Dabei bin ich nicht ganz überzeugt. Sie scheint bewußtlos, aber es ist möglich, daß unter dieser Apathie doch ein Rest von Wahrnehmung schlummert, wie unter einer dichten Wolke.“

Der Kampf war lange und hart. Es kam ein Tag, wo auch Gerard verzweifelte. Das Bein heilte sehr langsam, und der Schmerz hatte die Kranke geschwächt. Ungeachtet der wachsamsten Pflege war sie in die äußerste Erschöpfung versunken.

„Sie ist sehr schwach, nicht wahr?“ fragte Jack an einem düsteren Juniabend.

„Sie ist so schwach, als sie sein kann, ohne daß das Leben erlischt,“ erwiderte Gerard.

„Sie fangen an, die Hoffnung zu verlieren!“  
„Ja, ich beginne zu fürchten.“

Bei diesen Worten sah er einen Blick der Erleichterung in Jack Chicot's Augen aufflammen. Er hatte diesen Blick aufgefangen, und die beiden Männer standen einander schweigend gegenüber. Der eine von ihnen wußte, daß sein Geheimniß entdeckt war.

„Ich fürchte, sagte der Arzt, „aber ich werde meine Bemühungen nicht einstellen. Ich will sie retten, wenn noch eine Möglichkeit vorhanden ist.“

„Thun Sie Ihr Möglichstes,“ erwiderte Chicot, „es muß kommen, wie das Schicksal will.“

„Sie liebten sie wohl einst?“ fragte Gerard mit einem forschenden Blick.

„Ich liebte sie aufrichtig.“  
„Wann und warum hörten Sie auf, sie zu lieben?“

„Wie wissen Sie das?“ fragte Chicot, erstaunt über die Kühnheit dieser Frage.

„Ich weiß es so gut, als Sie selbst. Ich wäre ein schlechter Arzt, wenn ich Ihr Geheimniß nicht auf Ihrem Gesicht lesen könnte. Dieses arme Geschöpf, das hier liegt, ist jetzt eine Last für Sie, Sie würden der Vorsehung danken, wenn sie es ruhig zu sich nähme! Sie würden ihr nichts verweigern, was Sie ihr gewähren können, aber ihr Tod wäre Ihnen willkommen! Nun, ich glaube, Ihr Wunsch wird in Erfüllung gehen, ich glaube, sie wird sterben!“



„Sie haben kein Recht, so mit mir zu sprechen,“ sagte Chicot. „Warum nicht? Warum soll ein Mann dem andern nicht offen die Wahrheit sagen? Ich mag mir nicht an, Sie zu richten oder zu tadeln, aber warum sollte ich heucheln, Sie nicht zu verstehen? Warum sollte ich mich verstellen, als ob ich Sie für einen liebenden, hingebenden Ehemann halte? Es ist besser, wenn ich aufrichtig gegen Sie bin.“

„Ja, ich habe Sie einst geliebt,“ sagte er zu sich selbst. „Was für eine Liebe war das aber? Ich fühlte, daß mein Leben verloren war, und hatte alle Hoffnung aufgegeben, jemals in das gebahnte Geleise zurückzukehren, und es schien mir gleichgiltig zu sein, was ich mit meinem Leben that, oder was für eine Frau ich heirathete. Sie war das schönste Weib, das ich jemals gesehen habe, und liebte mich, warum sollte ich sie nicht heirathen? Wir nahmen beide das Leben leicht, es waren schöne Tage, und doch wundere ich mich darüber, wie ich zu diesem Leben gekommen bin. Wann war es, daß ich zuerst ihrer überdrüssig wurde? Wann begann ich sie zu hassen? Nicht früher, als ich sie kennen lernte. — O, welches Paradies habe ich durch die halb offene Thüre gesehen! Werde ich jemals in jene Gefilde des Entzückens eintreten?“

Eines Abends kam er spät und müde von einem langen Spaziergang zurück. Als er in die Tasche nach dem Schlüssel zur Thüre suchte, öffnete sich diese, und Desrolles, der Wirth von zweitem Stock, kam heraus.

„Ich muß sehen, ob ich einen Tropfen Brantwein in der Krone bekommen kann,“ sagte er, „ich habe wieder einen Anfall.“

Monsieur Desrolles hatte häufig Anfälle, von welchen er in unbestimmter Weise sprach, und die er mit Brantwein bekämpfte.

„Die Krone ist geschlossen,“ sagte Jaq. „Ich habe etwas Brantwein oben, und werde Ihnen ein wenig geben.“

„Das ist außerordentlich freundlich von Ihnen,“ sagte Desrolles. „Ich würde eine schreckliche Nacht auszustehen haben, wenn ich nicht etwas Brantwein bekommen könnte. Dafür werde ich Ihnen gute Nachrichten mittheilen.“

„Gute Nachrichten? Für mich? Das ist etwas Seltenes!“

„Ihre Frau befindet sich besser, entschieden besser! Vor zwei Stunden habe ich mich erkundigt. Die Wärterin glaubt, es sei eine neue Wendung eingetreten. Mister Gerard war um acht Uhr hier und ist derselben Meinung. Es ist wunderbar! Zwischen drei und fünf Uhr hat sie zum erstenmal etwas gegessen. Die Wärterin ist entzückt. Wunderbar, nicht wahr?“

„Ganz wunderbar!“ rief Chicot.

„Sie ist noch so schwach wie ein neugeborenes Kind,“ sagte die Wärterin ganz erregt, „aber es ist, als ob das Leben rasch zurückkehrt.“

Von dieser Stunde an dauerte die Besserung fort. Das Gehirn, das so lange in Wolken gebüllet war, erwachte, wie aus tiefem Schlaf. Zaire erlangte wieder ihre Kraft, ihre Schönheit, ihren Uebermuth und ihre Kühnheit. Ehe der September kam, war sie die alte Chicot wieder. Mister Smolenbo schwamm in Entzücken. Das gebrochene Bein der Tänzerin war so gesund, als es je gewesen war, die Zeitungen kündigten an, La Chicot werde im November wieder auftreten, und ihre Schönheit habe während ihrer langen Krank-

heit einen neuen Glanz gewonnen. Smolenbo kannte kein Publitum.

### 9. Erfülltes Hoffen.

Es war spät im November und die Bäume im Garten von Hazlehurst hatten ihr Laub verloren. Das große, alte Landhaus bewahrte sein Aussehen von eruster Würde unter dem trüben, grauen Herbsthimmel, umgeben von einem Schatten von Melancholie und Stille.

Laura Malcolm wohnte ganz allein in dem Herrenhause. Celia hatte eine Einladung von einer wohlhabenden Dame in Brighton erhalten, einen Monat bei ihr zuzubringen. Brighton im Winter erschien Celia das höchste von irdischem Glanz, was sie kannte. Sie träumte von Paris als von einer Stadt, welche selbst Brighton übertreffen würde, hatte aber keine Hoffnung, Paris zu sehen, außer vielleicht, wenn sie heirathete, und mit ihrem Gatten dort ihren Conquanonat zubringen würde.

„Natürlich würde der arme Junge alles thun, was ich ihm sagte,“ meinte Celia. „Später würde es anders. Ich glaube, so bald wir ein Jahr verheirathet wären, würde er versuchen, mit den Füßen auf mir zu tanzen.“

„Ich kann mir nicht vorstellen,“ sagte Laura lachend, „wie jemand mit den Füßen auf dir tanzen würde.“

„Nun, ich glaube, es sollte ihm auch schwer werden! Aber alle Männer sind Tyrannen. Papa zum Beispiel ist der beste aller Männer mit einem Herzen von Gold, aber wenn die Köchin etwas verdirbt, so ist er während des ganzen Mittagessens wie ein Heide. O, glaube mir, sie sind alle so! Da ist auch dein junger Mann, Laura, — sehr hübsch und fein, aber so schwach wie Wasser.“

„Wen meinst du mit deinem jungen Mann?“ fragte Laura.

„Du weißt es wohl, sonst würdest du nicht so heftig eröthen. Natürlich meine ich John Treverton, deinen zukünftigen. Uebrigens, ihr müßt ein Jahr nach dem Tode des alten Herrn verheirathet sein, und ich hoffe, du hast an deine Aussteuer gedacht?“

„Ich wünschte, du würdest nicht solchen Unsinn sprechen, Celia! Du weißt sehr wohl, daß ich mit Mister Treverton nicht verlobt bin. Vielleicht wird es niemals dazu kommen!“

„Was habt ihr denn an jenem Abend unter den Kastanien gesprochen, als ihr so weit zurückgeblieben seid?“

„Wir sind nicht verlobt, das ist alles, was du zu wissen brauchst.“

„Wenn ihr noch nicht verlobt seid, solltet ihr es doch sein! Es ist lächerlich, alles auf den letzten Augenblick aufzuschieben. Der alte Herr starb im Januar und jetzt sind wir spät im November. Es ist ein unbehagliches Gefühl, fortzugehen, und deine Lage in so ungewissem Zustand zu sehen.“

„Mache dir keine Sorge, Celia, ich kann allein damit fertig werden.“

„Das glaube ich nicht. Du bist sehr klug und gebildet, aber du bist nicht im geringsten praktisch! Du wirst das Herrenhaus und das Gut, das dazu gehört, so kaltblütig verlieren, als ob es eine Kleinigkeit wäre.“

Celia reiste strahlend ab nach Brighton, und in dem Herrenhause wurde es noch stiller. In den ersten Tagen war Laura froh, allein zu sein, um ihren Gedanken nachzuhängen, ohne den scharfen Augen Celias ausgesetzt zu sein. Nach kurzer Zeit aber schickte eine tiefe Melancholie auf sie herab, ein bitteres Gefühl der Enttäuschung, das sie nicht überwinden konnte.

(Fortf. folgt.)

## Auf dem Eise.

Von Hugo Klein.

(Schluß.)

Herr Friedel Blauwurm merkte erst an der verletzten Miene seiner Dame, daß er sich jetzt etwas zu vertraulich ausgedrückt und dabei einen nicht ganz schmeichelhaften Vergleich gebraucht hatte. Die Kleine rümpfte das Näschen und sprach kein Wort mehr, was seine Gefühle selbstredend auch um ein Verräthliches abkühlte. Schweigsam wie sie geleitete er sie zur Eislaufhalle, wo sie von einer bebrillten Engländerin mit jammervollem Klauerwelsch empfangen wurde. Auch die Sklavenschaar drängte sich herbei, lächelte und stöhnte über das gewaltige Unglück, so daß sich ein theilnahmsloser Mensch vom Schlage „Junggesellen bis aufs Messer“ über seine Gleichgiltigkeit innerlich tief beichämt fühlen mußte. Fräulein Amélie war so in Anspruch genommen, daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn sie vollständig vergaß,

daß er auf der Welt war. Eine Weile stand er unbeachtet neben der jammernenden Gruppe, die nachgerade zu einem gewaltigen Volkslauf zu werden drohte, dann aber machte er plötzlich kehrt und glitt auf die Eisbahn zurück. Von seinen Lippen fiel dabei ein glücklicherweise ungehörtes, kerniges Wort, dessen beläufigen Sinn Schiller mit seinem „den Dank, Dame, begehre ich nicht!“ in viel bösslicherer Form ausgedrückt hatte.

Er war an diesem Tage sehr ärgerlich. In dem Wandladen seines Vaters, wo er wegen seiner angenehmen Umgangsformen sehr beliebt war, zankte er mit allen Commis, und selbst die hübschen Kundinnen, die sich stets an ihn wandten, wenn die Angestellten die Preise zu hoch hielten, worauf er nie verzeigte, besänftigend und vermittelnd einzugreifen, selbst diese hübschen

Raubinnen, welche dieses mal kurz und entschieden abgewiesen wurden, erklärten, mit dem jungen Herrn sei es heute „nicht ganz richtig.“

Die schlechte Laune hielt auch am nächsten Tage an und schlug erst am dritten Tage um. An diesem Tage nämlich kam ihm Fräulein Amélie auf dem Eise entgegen, „gesund wie ein Fisch“, sagte, er hätte recht gehabt, die kalten Umschläge wären von wundervoller Wirkung gewesen. Nach dieser ersten Genugthuung, die sie ihm zutheil werden ließ, entschuldigte sich die Kleine auf reizende Art, daß sie ihm leiblich für seinen Liebesdienst zu danken vergesse, und bat ihn, in ihrer Nähe zu bleiben, da ihr Fuß „noch nicht ganz sicher“ sei. Und so blieb er in ihrer Nähe — an diesem und auch an den anderen Tagen, nachdem der Fuß der Schönen schon „ganz sicher“ geworden war und nur das Herzchen in Gefahr schwebte, auszugleiten. Er wurde in die Arme der Sklaven eingereiht — wurde assentirt, sekretirt und nummerirt — aber in erfreulicher Weise nummerirt, denn er war der erste unter allen und ein weiteres Avancement hätte ihm ganz bestimmte Anrechte auf die jugendliche Beherrscherin dieses Sklavenreiches gegeben.

Und ein solches Avancement trat drohend genug an ihn heran. Beinahe täglich sah sich das Paar auf dem Eise, und wenn die Schöne eine Tanzunterhaltung befüchtete, wußte sich auch Herr Friedel immer eine Einladung zu verschaffen. Dann walzte sie in seinem Arm durch den Saal, und was der kleine Gott auf der kalten Eisbahn so sinnreich eingeleitet, hatte, schien auf dem heißen Tanzparket ein unsinniges Ende nehmen zu wollen. Immer zärtlicher wurden ihre Blicke, immer glühender seine Komplimente, immer fröhlicher wurde ihr Lachen, wenn sie ihn erblickte, und immer mächtiger wurde sein Grauen, wenn er an eine gewisse Kumpanei im „Rothem Ochsen“ dachte.

Ja, der Präsident dieser ehrenwerthen Gesellschaft stand vor einer schweren Verübung, die ihm das Herz bedrückte. Er hatte noch Grundzüge und es erchien ihm unstatthaft, ehrlos, verrätherisch — ja, verrätherisch — daß er als Präsident dieses Vereins mit wehenden Fahnen zum Feinde übergeben sollte. Wäre dieser Zwiespalt zwischen Herz und Pflicht nicht gewesen, o, dann hätte er sich Fräulein Amélie längst erklärt, hätte längst von den Eltern der Schönen, die viel von ihm zu halten schienen, die Hand der schmutzigen Blondine verlangt. Aber der unheilvolle Zwiespalt bestand einmal und so ging er gebeugt und verzweifelt umher. Bei seinem Mädchen dachte er nur einer gewissen Präsidenschaft, und wenn er an einem gewissen Tische den Voritz führte, schwebte ihm immer ein halber Hundkopf vor den Augen. O, er war ein Verräther, ein zweifacher Verräther, Verräther an seiner Liebe, Verräther an seiner Pflicht . . .

Da geschah es an einem kalten Februarmorgen — es war schon gegen Ende des Faschings — daß der Postbote unserm unglücklichen Helden eine ungewohnt große Anzahl von Briefen brachte. Erstaut öffnete er einen nach dem andern, und je mehr er las, desto heftiger wurden seine Miemen, desto strahlender sein Blick. Als er die letzte Epistel gelesen hatte, lachte er laut auf, dann nahm er rasch seine Schlittschuhe und fuhr hinaus auf die Eisbahn.

Er hatte Amélie eine wichtige Mittheilung zu machen. Als er auf der Eisbahn erschien, erblickte ihn die Eisgöttin schon von weitem, klatschte freudig in die Hände und eilte herbei. Er ihr stürmisch entgegen! Aber war es gar zu stürmisch gewesen oder hatte Amor, der kleine Gott, auch an diesem Morgen geheimnißvoll wirkende Zeichen auf die glatte Bahn gemalt und damit Hindernisse geschaffen, über welche die firmsten Läufer stolpern

mußten — genug, Herr Friedel Blauwurm glitt gerade vor seiner Dame aus und fiel vor ihr unfreiwillig auf die Kniee — sie aber, auf solche Begebenheit nicht gefaßt, im stürmischen Laufe ihm entgegeneilend, sie wäre unfehlbar über ihn hinübergepurzelt, wenn sie nicht rasch und mit einem kleinen Ausschrei die Arme um seinen Hals geschlungen hätte, um sich festzuhalten! . . .

Welche Situation!  
Da lag er nun vor ihr auf den Knien und sie hatte die Arme um seinen Hals geschlungen . . .

O über die Tücke Amors!  
Er fand sich übrigens trefflich in die absonderliche Lage, unser Held, Herr Friedel Blauwurm. Lachend schlang er auch die Arme um sie.

„O, Malchen,“ rief er, alle Bornehmheit vergessend, „mein süßes Mädchen!“

Sie machte sich tieferröthend los.  
„Stehen Sie rasch auf,“ sagte sie, „sonst glauben die Leute noch, daß Sie mir ein Liebesgeständniß machen wollen.“  
„Und wenn es so wäre?“ rief er begeistert. „Auf dem Eise haben wir uns kennen und lieben gelernt — wollen wir uns nicht auch auf dem Eise verloben?“

„Sie haben sich die Sache so lange überlegt, Herr Friedel,“ sagte das schöne Mädchen ichelmisch, „daß Sie mir wohl auch etwas Zeit dazu gönnen können. Stehen Sie auf, stehen Sie auf . . . So! . . . doch es scheint, daß Sie der Fuß schmerzt . . . Sie werden sich wohl zwei Tage kalte Umschläge auf die Knöchel legen müssen, um wieder gesund zu werden wie ein Fisch.“

Und lachend bot sie ihm den Arm als Stütze an.  
„Fräulein Malchen,“ sagte er, indem er ihren Arm zärtlich an sich drückte, „machen Sie einen Glücklichen, sagen Sie mir sofort —“

„Aber Herr Friedel,“ erwiderte jene, „haben Sie vergessen, daß Sie Präsident eines gewissen Vereins sind . . .?“  
„Gewesen, Fräulein Malchen, gewesen, — ich bin es nicht mehr!“

„A, — was muß ich hören? Wie ist das gekommen?“  
„Eine Verschwörung, liebes Fräulein — der Fasching, die Wälle die Verführung — heute morgen erhielt ich elf Briefe — alle Vereinsmitglieder geben ihre Demission — treten in den Stand der Ehe — sind reuig bekehrte Sünder! . . . Ich allein — liebes Fräulein — ich allein bin noch übrig, — der letzte „rotte Ochse“ — wollen Sie so grausam sein, mich Ochse sein zu lassen?“

Das schöne Kind war nicht so grausam. Und als sie mit-sammen die Eisbahn verließen, hatte auch sie die Kobleise vergessen. „Sa,“ flüsterte sie, „ich will Ihr Malchen sein, — Ihr Malchen.“

Und so giitten die Weiden sanft in die Ehe und gleiten in derselben weiter. Arm in Arm erscheinen sie auf der Eisbahn — Herr Friedel und Frau Malchen Blauwurm gelten als die besten Schlittschuhläufer. Manchmal, an trüben Nebeltagen, wenn sie auf der wiegelglatten Fläche mit hochgerötheten Wangen dahineilen, kam man einen pausbüddigen, kleinen Jungen in äuserst dürrer Bekleidung sehen, der nach jeder Ruben Art glitt — zwischen ihnen auf dem Eise dahinglitt. Und das ist vielleicht das Merkwürdigste an unserer Geschichte, die von manchen merkwürdigen Schwenkungen, Schwankungen und Accidents berichtet, — der pudige Burche bleibt den Weiden treu, trotzdem sie verheirathet sind . . .

## Bunte Zeitung.

\* Heute vor zwanzig Jahren, am 13. März 1871, nachmittags 4 Uhr, fuhr bei herrlichem Wetter der Sonderzug, welcher den Kaiser Wilhelm, den Kronprinzen Friedrich Wilhelm und die Mehrzahl der zum Hauptquartier gebörenden Offiziere und Beamten aufgenommen hatte, in Berlin ein. Der Zug hielt auf dem „provisorischen Bahnhof“ der Potsdamer Bahn der Flottwellstraße entlang, und von dort fuhr der Kaiser durch die Linkstraße, über den Potsdamer Platz zum Brandenburger Thor. Ehe die Wagen am Bahnhof sich ordneten — so erzählt man — verging reichlich eine halbe Stunde: es war bestimmt, daß die sämmtlichen Chefs der einzelnen Armeebehörden auch mit ihren Aftenwagen am Einzug in die Stadt sich beteiligen sollten. Den Aufenthalt auf dem Bahnhof benutzte nun ein richtiger berliner Junge, der sich durchgeschlichen hatte, um auf den Aftenwagen, der den Namen des General-Quartiermeisters v. Bobdielski trug, mit Kreide ungeliehen vier Worte zu schreiben. Bald darauf setzte sich der Zug in Bewegung; die Begeisterung der Hunderttausende von Menschen, durch deren eng geschlossene Reihen der Kaiser mit seinem Gefolge fuhr, war von überwältigender Wirkung. Mit dem Grafen Ledendorff fuhr der Kaiser in leichtem offenen Wagen den übrigen voran, seine edlen Züge strahlten von Glück. Die Freudenrufe steigerten sich von Minute zu Minute, und jedem der wackeren Helden, die ihm folgten, wurde fast die gleiche Huldigung zutheil. Mit freudiger Ausgelassenheit aber paarte sich die Begeisterung, als Bobdielski's

Wagen heranzufuhr. Der wegen seiner lakonischen Kriegsberichts-Erstattung längst volkstümlich gewordene General wurde ob der Seltsamkeit der Begrüßung förmlich betroffen, und er winkte einen die Wagen begleitenden Schutzmann heran, um zu erfahren, was eigentlich „los wäre.“ „Excellenz,“ berichtete dieser, „an Ihren Wagen hat einer die Schlussworte Ihrer Kriegstelegramme geschrieben!“ In diesem Augenblick staut der Zug, und das die Jubelrufe überdönende Lachen der Menge bringt bis zum vordersten Wagen. „Was ist geschehen?“ fragte der Kaiser, sich umwendend. Ein herausprengender Schutzmann meldete: „Majestät, an Excellenz Bobdielski's Wagen steht mit Kreide geschrieben: „Vor Paris nichts Neues!“ Das wirkte auf des Kaisers Nachmuskeln derart, daß ihm die Thränen aus den Augen rannen. Und der Kronprinz rief aus dem zweiten Wagen zu Wolke hin, was sich zugetragen. Und alle die Helden getrieben in so lustige Stimmung, daß auf Minuten die feierliche Bedeutung dieser Stunde vergessen ward. Am Brandenburger Thor löste sich der Zug auf; die Chefs der verschiedenen Abtheilungen fuhr in ihre Wohnungen, und Bobdielski's humorvoller Aftenwagen verschwand rasch in des General-Quartiermeisters Palais am Leipziger Platz.

\* Unter Freunden. Dr. South, der wigeige Kaplan des englischen Königs Karl II., besuchte eines Tages seinen alten Freund und Amtsrubrer Dr. Waterland. Da es gerade Mittagszeit war, lud Waterland den Freund ein, ein Stück Hammelbraten bei ihm zu essen. Dies paßte der Frau vom Hause nicht, sie murrte und behauptete, darauf nicht eingerichtet

zu sein — es wäre nicht genug Essen da — und kurz, sie wollte nicht. Waterland, sonst ein ruhiger Mann, geriet in heftigen Born und sagte ganz laut, so daß South es hörte, wenn nicht der Fremde da wäre, würde er ihr eins verzeihen. Darauf rief South laut: „Lieber Doktor! Wir sind so lange Bekannte und alte Freunde — rechnen Sie mich nicht zu den Fremden und geniren Sie sich meinerwegen, bitte, nicht!“

\* **Aus dem australischen Diggerleben** schreibt man der „Fris. Btg.“ aus Sydney: Der aus Samera in Coofstown eingetroffene Kutter „Viktor“, auf dem sich als Passagiere einige 20 Goldsucher befinden, die insgesamt 80 Unzen gefunden haben, bringt schauerliche Nachrichten über die von Papuas auf Südoft begangene Ermordung eines Goldsuchers mit Namen Beckham, vulgo „Greasy Bill.“ Dieser, ein etwas menschenfeindlicher, schon in vorgerückten Jahren stehender Mann, arbeitete ganz allein auf der östlichen Landzunge der Insel. Dort scheint er nun schon vor mindestens vier Monaten von den Inselanern überfallen und niedergemacht worden zu sein; da er aber, wie gesagt, mit niemandem zu verkehren liebte, blieb sein plötzliches Verschwinden vorerst unentdeckt. Erst gegen Weihnachten erfuhr die übrigen Goldsucher durch Zufall aus dem Munde eines Eingeborenen, was sich zugetragen hatte. Darnach ist Beckham eines Tages plötzlich ohne jede Veranlassung von einer Schaar Papuas überfallen und durch einen wohlgezielten Speerwurf zu Boden gestreckt worden. Die Unmenschen weideten sich dann zunächst eine Weile an den Qualen ihres Opfers, hieben ihm dann den Kopf ab, den sie fein säuberlich neben den Pumph auf den Boden legten, und schnitten endlich Herz und Leber heraus, um diese bei Gelegenheit eines großen Festgelages in ihrem Hauptort zu verzehren. Die Missethäter gehören nach Aussage des oben erwähnten Eingeborenen zu einem der Vergrämte. Sie sollen sehr aufgebracht über den armen Beckham gewesen sein, weil dieser ein ungewöhnlich zähes Leben hatte und trotz der ihm durch den Speerwurf beigebrachten fürchterlichen Verletzung lange Zeit nicht sterben wollte. Endlich gab die „Königin“ — die Häuptlinge dieser Stämme pflegen eigenhümlicherweise Königinnen genannt zu werden, — den Befehl, ihn vollends abzuschlachten. Als die Goldsucher den Thatverhalt erfuhr, machten sie sich sofort nach dem Dorfe der Schuldigen auf. Ihnen gefolten sich noch etwa 40 befreundete Eingeborene hinzu und es gelang ihnen, das Dorf vollständig in Brand zu stecken. Ein gleiches Schicksal erlitten noch einige andere Dörfer, worauf die ergrimmt Goldsucher den Häuptlingen zu bedeuten gaben, sie würden keinen Mann am Leben lassen, wenn die Missethäter nicht auf der Stelle ausgeliefert würden. Das ist denn in der Folge geschehen, die Mörder sind ausgeliefert und bis zur Ankunft des Gouverneurs Mac Gregor in Ketten gelegt worden; nur der Häuptling, auf dessen Befehl und Anstiften die graufige That zurückzuführen ist, befindet sich noch auf freiem Fuße, dürfte aber ohne Zweifel ebenfalls ergriffen werden.

\* **Der Theehandel in China.** Der „Saratowski Wstok“ bringt einige interessante Mittheilungen über den Theehandel in China. So sollen die chinesischen Theehändler es in hervorragendem Maße verstehen, den Thee dem Geschmack der ausländischen Kunden angemessen zu fabriciren d. h. zu mischen. Die Russen, welche früher eigene Theefabriken in der Bergen besaßen, kaufen jetzt ihren gesammten Bedarf für den Export fertigt hergestellt bei den chinesischen Händlern. Der Thee wird aus den Produktionsgebieten per Boot bis zu dem nächsten Hafen befördert, wo er verkauft und verladen wird. England nimmt bezüglich des Thee-Exportes die erste Stelle ein, dann folgt Rußland und Amerika. Der Theeeinkauf erfolgt in China ausnahmslos per Kasse, wie auf Kredit. Bemerkenswerth ist, daß selbst in den russischen Theehandelsländern, deren es in China drei giebt, das Proben des Thee's durch Engländer geschieht, welche für ihre nur drei Monate im Jahre dauernde Arbeit gegen 10,000 Rubel erhalten. Der chinesische Thee wird nach Rußland zur See, nach Odesa, verfrachtet, und zwar zum Theil, da die dazu verwandten russischen Dampfer für den gesammten russischen Theetransport nicht ausreichen, auf englischen Schiffen. In letzter Zeit haben die Engländer die Ausfuhr ostindischen Thee's energisch in Angriff genommen, von dem auch ein nicht geringer Theil über London nach Rußland importirt wird, allerdings noch unter dem Namen chinesischen Thee's und mit diesem gemischt.

\* **Ein ebenso merkwürdiger als frecher Schwindel** wurde, nach den „Delmenh. N.“, vor einigen Tagen in Kirchfinnen ausgeführt. Dasselbst erschien am Freitag vergangener Woche bei dem Bezirksvorsteher ein Soldat in voller Uniform, mit Mantel, Helm und Seitengewehr, gab sich als Quartiermacher aus und verlangte zunächst für sich bis zum folgenden Tage Unterkunft. Diese wurde ihm sofort verschafft, der Quartiermacher ließ es sich gut schmecken und begab sich alsdann ins Dorf, um seine Leute unterzubringen. Dieses Haus belegte er mit drei, ein anderes mit vier Soldaten und so fort; für den Wirth, bei dem er sich schließlich einstellte, um hier den Abend

gemüthlich zu verbringen, bestimmte er zwei Offiziere und sechs Mann. Der Quartiermacher ging dann nachhause und legte sich zu Bett. Am anderen Morgen jedoch, nachdem er erst gehörig gekräfftigt, erschien er wieder in der Wohnung des Bezirksvorstehers, ließ sich, da letzterer gerade nicht anwesend war, von der Frau desselben gegen Luitung 3 M. Marichkompetenzen ausbändig, empfahl noch, die Luitung sorgfältig aufzubewahren und begab sich dann in der Richtung nach Falkenburg auf den Weg, um seine Compagnie abzuholen. In Kirchfinnen wurde an diesem Tage in den Häusern, wo Einquartierung angelegt war, außerordentlich gefocht, man wartete den ganzen Tag, aber vergeblich, und als gegen Abend immer noch keine Soldaten erschienen, wurden die guten Leute gewahr, daß sie es mit einem Schwindler zu thun gehabt hatten. Der laubere Patron trug die Uniform des in Münster garnisonirenden 1. Westfäl. Inf.-Regiments Nr. 13 und nannte sich Musfetter Wetter. Bis her ist noch keine Spur von ihm entdekt.

\* **Ein theurer Thee** ist der gewesen, welcher dieser Tage in den londoner Thee-Verkaufsräumen in Wincing Lane öffentlich versteigert wurde. Es war ein kleines Quantum Ceylon-Thee, welcher, auf den Gartmore'schen Gütern gepflanzt, sich durch seine außerordentliche Güte vor jedem anderen Thee auszeichnet. Die Nachfrage war dem seltenen und kostbaren Thee entsprechend lebhaft. Das Angebot stieg von 1 Pfd. Sterl. 1 s. bis auf 8 Pfd. Sterl. per lb., doch boten, bei diesem Preise angelangt, nur noch 5 Großhändler mit. Der Thee wurde jedoch noch höher bis auf 9 Pfd. Sterl. 9 s. und schließlich bis auf 10 Pfd. Sterl. 12 s. 6 d. getrieben, zu welchem Preise er der Magawatte Ceylon Thee-Gesellschaft zugeschlagen wurde. Es fragt sich jetzt nur, wer die Thee-Enthusiasten sein werden, welchen die Gesellschaft den Thee zu verkaufen gedenkt. Freilich muß man jedoch auch in Betracht ziehen, daß England das gelobte Land der Thee-trinker ist.

\* **Dilemma.** Ein Vater, der Ursache hat, sich über die Unwissenheit seines Sohnes zu ärgern, sagt zu diesem: „Wenn du etwas nicht weißt, so frage deinen Lehrer.“ — „Warum soll ich fragen?“ antwortete das Südhchen. „Weiß er die Antwort nicht, so wird er verdrücklich, weiß er sie aber, dann langweilt er mich und die ganze Klasse.“

\* **Bedenkliches Sichversprechen.** „Gnädiges Fräulein sehen heute so blaß aus — gnädiges Fräulein haben wohl heute — ah pardon — sind wohl heute schlecht aufgelegt?“

## Wissenschaft. Kunst. Literatur.

— Die Anwendung des Dr. Koch'schen Tuberkulin bei tuberkulösen Gefangenen kann nach einer Mittheilung des Ministers der Medizinal-Angelegenheiten nur dann empfohlen werden, wenn der Gefängnißarzt mit der Behandlung sich vertraut gemacht hat und wenn in der Gefangenen-Anstalt eine besondere Krankenabtheilung besteht, in welcher die der Behandlung zu unterziehenden Kranken einen besonderen Raum erhalten können. Auch müßte der Arzt in der Anstalt selbst wohnen, um den betreffenden Kranken die erforderliche sehr sorgfältige Beobachtung zuteil werden lassen zu können. Voraussetzung set dabei, daß die Behandlung mit dem Koch'schen Mittel nur in trüben und sonst geeigneten Fällen, auch nicht gegen den Willen der Kranken angewendet werde. Die Gefangenen-Anstalten sind demgemäß mit Weisung versehen worden.

— Aus Paris wird berichtet: Der Ausschuß für das Meissonier-Denkmal hat schon einen unter den ihm vorliegenden Entwürfen für das Denkmal ausgewählt. Die Mehrheit der Ausschußmitglieder ist für einen Entwurf, auf welchem Meissonier in eine Fahne eingehüllt ist. Der Sigaro bemerkt hierzu: „Ist diese Wahl dadurch veranlaßt worden, daß Meissonier vorwiegend Kriegsbilder gemalt hat? Derartige sinnbildliche Ehren sollten doch nur für diejenigen Anwendung finden, die fürs Vaterland gestorben sind.“

— Der Dank Sardous. Sardou verwarft sich in einem Briefe an den „Sigaro“ gegen Blumenthal's Ansprache nach dem 3. Akt der Thermidor-Aufführung. Direktor Blumenthal habe kein Recht gehabt, in seinem Namen für den Beifall zu danken, und er habe an der berliner Aufführung so wenig Antheil genommen, daß er sie habe verbleiben wollen.

— „Der Pfeifer von Dusenbach“, eine neue romantische Oper von Kleinmichel, wird, wie man der „Tg. N.“ schreibt, am 21. d. M. zum erstenmal in Hamburger Stadttheater aufgeführt werden. Die Hauptrolle singt Heinrich Bötel, an dessen Benefizabend auch die erste Aufführung des neuen Werkes stattfindet.

— Die diesjährigen Beratungen des deutschen Bühnenvereins werden im April in Dresden stattfinden.